

## Kirche in der Stadt

10 Jahre [ka:punkt]

Vortrag am 4. November 2010 von Dr. Christian Hennecke, Regens des Priesterseminars in Hildesheim

„Steh auf und geh in die Stadt, dort wird man dir sagen, was du tun sollst“ (Lk 24,45). Da eines der wichtigsten Kennzeichen unserer Zeit die Verstädterung mit ihrer Erscheinung der Großstädte ist, liegt ein Wesenszug deiner monastischen Berufung heute darin, städtisch zu sein. Immer schon vereinigte die Stadt in sich ein zweifaches Geheimnis von Gut und Böse, von Heiligkeit und Sünde. So ist die Stadt einer der vorrangigsten Orte der Begegnung von Gott und Mensch: Gott wohnt in ihr, heiligt und tröstet sie und schenkt ihr wahre Freude... Die Stadt ist der Ort des teilenden Betens und Liebens... Gott selbst hat sie erwählt, auferbaut, errettet und geheiligt.... Im Herzen der Stadt wirst du so im Herzen Gottes wohnen können, denn Gottes Herz enthält die Stadt... Willst du Gott von Angesicht zu Angesicht begegnen? Gott bleibt in der Stadt (Aus der Regel der Stadtmönche, Pierre Marie Delfieux).

1. Ein fulminanter Text, eine mystische Tiefe, mit der ich meinen Vortrag zum 10 jährigen Bestehen des [ka:punkt] eröffnen möchte. 10 Jahre Citypastoral unserer katholischen Kirche hier in Hannover sind Grund zu Freude und Dankbarkeit. Freude und Dankbarkeit über eine Initiative, die in der Dynamik der Erneuerung des letzten Jahrzehnts liegt. Denn wir sind in einem fundamentalen Übergang, in einer grundlegenden Erneuerung unserer Kirche, die nicht zuerst unser Tun ist: „Et renovabis faciem terrae“, so sagen wir vom Geist Gottes, und die Initiatoren so vieler Initiativen bezeugen ja letztlich jenen kreativen Geist Gottes, der innerhalb und außerhalb der Kirchen durch Menschen wirkt. Und Citypastoral ist ja ein Versuch, diese Dynamik aufzunehmen und einer neuen Kultur der Stadt zu entsprechen.

Damit aber folgt die Entwicklung einer Pastoral in der Stadt dem Vorgehen, das in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* beschrieben wurde: „Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben. Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen. Einige Hauptzüge der Welt von heute lassen sich folgendermaßen umschreiben. Heute steht die Menschheit in einer neuen Epoche ihrer Geschichte, in der tiefgehende und rasche Veränderungen Schritt um Schritt auf die ganze Welt übergreifen. Vom Menschen, seiner Vernunft und schöpferischen Gestaltungskraft gehen sie aus; sie wirken auf ihn wieder zurück, auf seine persönlichen und kollektiven Urteile und Wünsche, auf seine Art und Weise, die Dinge und die Menschen zu sehen und mit ihnen umzugehen. So kann man schon von einer wirklichen sozialen und kulturellen Umgestaltung sprechen, die sich auch auf das religiöse Leben auswirkt. Wie es bei jeder Wachstumskrise geschieht, bringt auch diese Umgestaltung nicht geringe Schwierigkeiten mit sich“

Damit ist also klar: auch und gerade im Blick auf die neuen Situationen und auf die neue Stadtkultur schauen wir nicht mit Verlustängsten, sondern wir verstehen den Umbruch als Wachstumskrise: Kirche, die sich auf die neue Situation der Stadt einlässt, ist auf dem Weg, über sich hinauszuwachsen, hin in eine neue Kultur des Christseins und des Evangeliums. Dabei wird deutlich, dass

eine solche Entwicklung der Kirche von der Stadt lernen kann und will. Mit *Gaudium et spes* ausgedrückt: „Zugleich ist sie (die Kirche) der festen Überzeugung, dass sie selbst von der Welt, sei es von einzelnen Menschen, sei es von der menschlichen Gesellschaft, durch deren Möglichkeiten und Bemühungen viele und mannigfache Hilfe zur Wegbereitung für das Evangelium erfahren kann.“ (41) Und weiter: „Wie es aber im Interesse der Welt liegt, die Kirche als gesellschaftliche Wirklichkeit der Geschichte und als deren Ferment anzuerkennen, so ist sich die Kirche auch darüber im klaren, wie viel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt. Die Erfahrung der geschichtlichen Vergangenheit, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen Formen der menschlichen Kultur liegen, durch die die Menschennatur immer klarer zur Erscheinung kommt und neue Wege zur Wahrheit aufgetan werden, gereichen auch der Kirche zum Vorteil. Von Beginn ihrer Geschichte an hat sie gelernt, die Botschaft Christi in der Vorstellungswelt und Sprache der verschiedenen Völker auszusagen und darüber hinaus diese Botschaft mit Hilfe der Weisheit der Philosophen zu verdeutlichen, um so das Evangelium sowohl dem Verständnis aller als auch berechtigten Ansprüchen der Gebildeten angemessen zu verkünden. Diese in diesem Sinne angepasste Verkündigung des geoffenbarten Wortes muss ein Gesetz aller Evangelisation bleiben. Denn so wird in jedem Volk die Fähigkeit, die Botschaft Christi auf eigene Weise auszusagen, entwickelt und zugleich der lebhafteste Austausch zwischen der Kirche und den verschiedenen nationalen Kulturen gefördert 22. Zur Steigerung dieses Austauschs bedarf die Kirche vor allem in unserer Zeit mit ihrem schnellen Wandel der Verhältnisse und der Vielfalt ihrer Denkweisen der besonderen Hilfe der in der Welt Stehenden, die eine wirkliche Kenntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesen am Werk ist, wirklich verstehen, gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt. Es ist jedoch Aufgabe des ganzen Gottesvolkes, vor allem auch der Seelsorger und Theologen, unter dem Beistand des Heiligen Geistes auf die verschiedenen Sprachen unserer Zeit zu hören, sie zu unterscheiden, zu deuten und im Licht des Gotteswortes zu beurteilen, damit die geoffenbarte Wahrheit immer tiefer erfasst, besser verstanden und passender verkündet werden kann. Da die Kirche eine sichtbare gesellschaftliche Struktur hat, das Zeichen ihrer Einheit in Christus, sind für sie auch Möglichkeit und Tatsache einer Bereicherung durch die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens gegeben, nicht als ob in ihrer von Christus gegebenen Verfassung etwas fehle, sondern weil sie so tiefer erkannt, besser zur Erscheinung gebracht und zeitgemäßer gestaltet werden kann. Die Kirche erfährt auch dankbar, dass sie sowohl als Gemeinschaft wie auch in ihren einzelnen Kindern mannigfaltigste Hilfe von Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen empfängt. Wer nämlich die menschliche Gemeinschaft auf der Ebene der Familie, der Kultur, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens, der nationalen und internationalen Politik voranbringt, leistet nach dem Plan Gottes auch der kirchlichen Gemeinschaft, soweit diese von äußeren Bedingungen abhängt, eine nicht unbedeutende Hilfe. Ja selbst die Feindschaft ihrer Gegner und Verfolger, so gesteht die Kirche, war für sie sehr nützlich und wird es bleiben“ (GS 44).

Es geht also darum, das Evangelium neu zu sagen, im Hinhören auf die Zeit und den Ort, und dafür spielt die Kultur der Stadt die entscheidende Rolle. Sie ist die Grammatik, auf der eine neue Gestalt des Kircheseins wachsen will. Ganz einfach mit Klaus Hemmerle gesagt, ist die Stadt vielleicht heute der Ort, an dem das

Evangelium in neuer Weise inkulturiert werden will. Will also Citypastoral und Kirche der Stadt sagen: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe“ (Hemmerle, Spielräume Gottes und der Menschen, 329) Damit ist die Perspektive angesprochen, mit der ich im Folgenden das mir angetragene Thema anschauen will. Ein Dreischritt schwebt mir vor: zum einen und zum ersten geht es darum, die gesellschaftlichen Veränderungen und die Kultur der Stadt anzuschauen. Dann gilt es zu fragen, was dies für eine neu zu inkulturierende Verkündigung und Gestalt des Evangeliums bedeutet – vor allem dann, wenn man ernst nimmt, was die Stadtmönche von Paris, die Gemeinschaft von Jerusalem, in der Stadt sieht: einen Ort intensivster Begegnung zwischen Gott und Mensch, in aller Ambivalenz. So ist das abschließend zu fragen, welches neue Bild der Kirche in der Stadt aufscheint.

2. Für was steht Stadt? Die Stadt ist der Inbegriff einer Neukonfiguration unserer Gesellschaft. Die klassischen Milieus zerfallen gerade in der mobilen Dynamik der Stadt und zugleich wächst hier eine Vielfalt unterschiedlichster neuer Milieus. Soziologische Untersuchungen wie die Sinusstudie zeigen das deutlich. Stadt – das ist der Ort individueller Lebensgestaltung, Stadt, das sind Fremde unter sich – und die Anzahl der Singlehaushalte macht das mehr als deutlich, dass mit der Frage der Individualität zugleich auch die Frage nach der Zugehörigkeit gestellt werden muss: nirgendwo kann man so einsam sein wie in einer Stadt voller Menschen.

Stadt, das bedeutet aber auch zugleich den Verzicht auf ein Zentrum. Je größer eine Stadt wird, desto vielfältiger werden die Zentren – desto unüberschaubarer die Welten, die hier fast parallel laufen. Und zugleich stellt sich die Stadt immer wieder neu der Frage, wie Zugehörigkeit hier zu beschreiben ist: in vielen Städten bilden sich neue und intensive Stadtteilidentitäten, und zugleich können diese leicht übersprungen werden, je nachdem welchem Milieu und welchem Lebensalter man angehört. Tatsache aber ist: mit der neuen Unübersichtlichkeit stellt sich die Frage nach der Zugehörigkeit, nach der Gemeinschaft wieder neu und unabweisbar, gerade dann, wenn die Individualität durch die Fülle des Konsumangebots weiter vereinzelt wird.

Stadt ist dann aber auch der Inbegriff einer Kultur der Integration. Angesichts der Vielfalt der Menschen, der Fremden stellt sich die Frage nach Integration anders: nicht mehr Homogenität der Kultur, sondern Kommunikationsfähigkeit der Kulturen und gegenseitige Offenheit und Akzeptanz.

Und schließlich zeigt sich Stadt auch immer mehr als Lernort der Partizipation: die aktuellen Entwicklungen im Kontext von Stuttgart 21 zeigen mehr als deutlich, dass ein Zeichen der Zeit auch die Frage der politischen und gesellschaftlichen Mitbeteiligung der Menschen sind. Der Sinn für Verantwortung steigt und der Wunsch nach Mitentscheidung wächst. Damit entstehen auch lokale Solidaritäten quer zu allen Schichtungen und Milieus.

3. Diese Skizze ist zugleich auch ein Lernprogramm für die Kirche. Sie ist eine Herausforderung für Spiritualität und Gemeinschaft. Gerade in der Stadt wird deutlich, was Menschen suchen und finden – gerade in der Stadt wird aber auch deutlich, in welche Richtung sich Kirche entwickeln könnte. Und aus dieser Sicht wird schnell deutlich, dass in der neuen Moderne der Stadt die Perspektive des Glaubens einerseits fremd, aber andererseits durchaus attraktiv sein kann:

- Das Interesse für einen lebensrelevanten christlichen Glauben wächst in der Stadt. Inzwischen sind viele Menschen in ihrer Kindheit und Jugend, und in ihrem Erwachsensein dem Christentum nicht relevant begegnet. Und von daher gibt es ein Interesse für den Glauben, das seinerseits vor Herausforderungen stellt: in welcher Weise kann über den christlichen Glauben informiert werden? Einfache Bildungsveranstaltungen zum Katechismus einerseits sind ganz sicher ein Weg. Aber vielleicht kann eine Erfahrung aus London Geschmack machen. Seit einigen Jahren wird in jedem September in London City eine bemerkenswerte Öffentlichkeitsaktion der Alphakursbewegung gestartet: Auf über 2000 Bussen, in der London Tube oder auch auf Werbeplakaten kann man gar nicht übersehen, dass die Gottesfrage neu gestellt wird – und eben nicht nur von Atheisten: „Does God exist? – Yes, no, probably – Find the meaning of life – the alpha course“. Glaubenskurse für Erwachsene, für junge Erwachsene, für Städter, das ist offensichtlich nicht so fern, wie man es denken könnte. Und wenn man sich den Erfolg eines Buches wie „Die Hütte“ verdeutlicht, dann wird klar, dass in einer Gesellschaft wie der unseren das Christentum schon wieder interessant wird. Doch wo kann ein entkirchlichter Städter diesen Zugang finden?
- Denn wir sind am Ende einer volksskirchlichen Konfiguration der Kirche. Es mag ja sein, dass für eine Reihe von Menschen die klassische Pfarrgemeinde ein Anlaufort des Kircheseins ist – doch es ist eine Minderheit, die in der Logik einer Kirchengemeinde zwischen Verein und Liturgie ihre Zugehörigkeit finden. Dies zeigt sich in der Stadt, und auch in einer Stadt wie Hannover sehr deutlich: der praktizierende Katholik ist eine Minderheit gegenüber den vielen „Pilgern und Konvertiten“, also jenen Weggestalten der Suche (vgl. Eat, pray, love), die heute das kirchliche Leben kennzeichnen und es herausfordern. Angesichts dieser Herausforderungen stellt sich ja die Frage, welche konkreten Gestalten des Christseins und der Zugehörigkeit sich zeigen in der Stadt, damit nicht der größte Teil der Christwerdenden als „ekklesiale Elementarteilchen“ seinen Weg gehen muss. Hier können die Erfahrungen aus London „fresh expressions“ und „church for beginners“ hilfreich sein. Aber ebenso die Erfahrung von Cris Coon in Chicago. In Hannover finden wir hier unter anderem auch den Expowal.
- Die Stadt ist ein Ort der Wahlfreiheit und des Konsums. Und die Menschen, auch die Christen, sind in dieser Logik zu Hause. Und das heißt, dass sie sich Kirche dort suchen, wo sie finden, was sie nährt. Damit aber gerät vieles in Bewegung. Und das lässt sich auch deutlich erkennen. Es entstehen viele neue Gemeinden innerhalb einer Pfarreistruktur – und nicht immer, weil es geplant ist – sondern weil Menschen ihre Zugehörigkeit und ihr Gefühl des zu Hause seins miteinander teilen. Es reicht ein Blick auf die Innenstadt von Hannover: was inzwischen oder doch bald innerhalb einer Innenstadtpfarrei als Orte der Kirchnerfahrung gelten kann, entscheiden die Ströme von Personen, die sich hier aufhalten: und zwischen den Orten der Caritas und der Schule, zwischen Ordensgemeinschaften und Jugendzentren, dem [ka:punkt] und anderen Orten findet Kirche in einer ungeahnten Vielfalt statt.
- Kirche in der Stadt – das ist auch eine Kirche, die konstitutiv ökumenisch ist. Das mag uns nicht leicht fallen, aber für die Menschen auf der Suche

fällt die Wahl der Konfession nicht nach dogmatischen Gesichtspunkten, sondern nach glaubwürdiger Attraktivität. Von daher mag Bonhoeffers Aussage 1944 schon nachdenklich stimmen: „Was glauben wir wirklich?, d. h. so, dass wir mit unserem Leben daran hängen?... Überholte Kontroversfragen, speziell interkonfessionell; die lutherisch-reformierten – (teils auch katholischen) Gegensätze sind nicht mehr echt. Natürlich kann man sie jederzeit mit Pathos repristinieren, aber sie verfangen doch nicht mehr“ (WE 559, Entwurf einer Arbeit). Das gilt noch weitreichender: Menschen sind heute nicht selten auf der Reise ihres Glaubens durch mehrere Konfessionen gereist. Die Kontakte mit den Freikirchen und anderen Gemeinschaften, mit der katholischen wie evangelischen Kirche sind bedingt durch Menschen, durch Zeugen, die überzeugend sind. Es ist ein Weg, der nicht kontrolliert werden kann. Was gilt es als Antwort zu geben? Es geht um Glaubwürdigkeit, und es geht darum, miteinander auf dem Weg zu sein. Die Kirche in der Stadt liebt die Ökumene.

- Eine Erfahrung aus Mexiko City hat mir einen weiteren Einblick gegeben in die Herausforderung einer Kirche in der Stadt. „Die Kirchen sind immer voll, aber dennoch wird nur ein kleiner Teil der Menschen, mit denen wir in Verbindung kommen... Und deshalb stellt sich für uns die Frage, wie wir mit den Menschen, vor allem den Kranken und Armen, Kirche sein können. Und das geht zum Beispiel so: da, wo ein Kranker ist, fragen wir die Christen, die dort in der Nähe wohnen, ob sie nicht mit diesem Kranken zusammen ein Beziehungsnetz stiften können. So wächst Kirche um die Schwächsten herum...“ Ich denke, diese kleine Erfahrung kann vielfältig ergänzt werden. In der Perspektive einer Kirche in der Stadt stellt sich die Frage, wie wir dem städtischen, mobilen, tendenziell anonymen und exklusivierenden Kontext leben können, was die Pastoralkonstitution des Vatikanum II zum Merkmal des Christseins macht: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen, besonders der Armen und Bedrängten jeder Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (GS 1). In dieser Perspektive wird deutlich, dass zum einen zur Zukunft des Kircheseins in der Stadt der Blick auf die Armen und Bedrängten gehört: unsere caritativen Institutionen und citypastoralen Initiativen, Beratungsstellen und Anlaufpunkte sind wesentliche Orte der Kirche, weil gerade auch hier die Liebe zu den Armen, Bedrängten und Verletzten ausweisbar wird. Vielleicht ist hier gerade auch, über caritative Institutionen, auch an Gemeinschaften wie S. Egidio zu erinnern: gerade in der Stadt Rom brach eine Gemeinschaft von Christen auf, die in der personalen und institutionalisierten Nächstenliebe sich die Armen und Bedrängten zu Freunden macht: die vielen alleingelassenen alten Menschen, die Wohnsitzlosen, die Behinderten – entscheidend ist hier, dass geistliche Gemeinschaft und konkrete Freundschaft mit den Armen eine neue Art von „Kirche“ ermöglichen, in einer Vielfalt der Zugehörigkeiten und Engagements.
- Zur Kirche in der Stadt gehören auch Intensivorte geistlichen Lebens – zu allen Zeiten, auch heute. Gerade in Frankreich, in Paris begegnet mir eine Kirchenlandschaft, in der immer stärker geistliche Orte, neue monastische Gemeinschaften entstehen. Das Beispiel der Stadtmönche und der Gemeinschaft von Jerusalem zeigt eine spezifisch städtisch-monastische Spiritualität: und genau das ist ja auch gesucht in der Stadt: Orte nämlich,

wo Christwerden und Christsein erfahren und so auch eingeübt, gebildet werden können.

Hier könnte als Erfahrung aus Hannover die ökumenische Initiative „Zeit des Meisters“ benannt werden, die auch demnächst wieder, Anfang Dezember, in der SoulSideLinden stattfindet. Die Idee, in den Rhythmus der Stadt den Rhythmus des Gebetes einzubringen und durch ein Kloster auf Zeit zu begleiten, gehört mit zu dieser neuen Art, dem Evangelium in einer ganz und gar nicht ablehnenden Stadtwirklichkeit Raum zu verschaffen.

All die beschriebenen Erfahrungen, denen noch viele andere zugefügt werden können, und die daraus resultierenden Entwicklungsperspektiven machen einen erstaunlichen Wandlungsprozess deutlich, der mit den Wandlungen der Gesellschaft schritt hält, und schon eine Antwort anbietet. Allerdings kommt es ganz darauf an, wie wir diesen Wandel wahrnehmen. Denn zweifellos ist beides wahr: auf der einen Seite kommt eine kirchliche Kultur zu Ende, die aus einer Kultur des Erbes und selbstverständlichem Nachwachsen des Christseins schöpfte. In einer solchen Perspektive gehörte – mindestens in den vergangenen Jahrzehnten – die klassische Pfarrgemeinde als binnenkatholisches Milieu zur Normalform der Kirchlichkeit, während zusätzliche Angebote „kategorialer“ Art begleitend hinzu kamen – aber sie waren nicht das Eigentliche des Kircheseins, das ja seine Mitte findet in der Feier der Eucharistie, sich aber ausgestaltete in einer Minigesellschaft christlicher Prägung.

Wer diese Gestalt der 50er Jahre für normativ hält, der mag erschrecken angesichts der deutlichen Auflösungserscheinungen dieses Modells, das nur für relativ wenige Menschen im Augenblick attraktiv ist und wohl auch nicht werden wird.

Wer sich aber einlassen mag auf das freie Spiel des Geistes, der immer neue Wege schafft, wie das Evangelium die Menschen erreicht, der wird entdecken, dass Kirche gerade in der Stadt in einem neuen Konfigurationsprozess ist, in einem Erneuerungsprozess, der uns auch die Tradition der Kirche und des Kircheseins in neuer Weise wahrnehmen lässt. Wir entscheiden uns also auch hier dafür, die Zeichen der Zeit und die neuen Antwortversuche des Evangeliums nicht nur als Abbruchgeschichte, sondern als Geschichte geistgewirkten Aufbruchs zu lesen, als einen neuen Weg der Inkulturation in eine postmoderne Gesellschaft. Ist das so theologisch begründbar?

4. Das II. Vatikanum hat Kirchesein in neuer Weise beschrieben und existenziell gefasst. Eigentlich bestimmt das Konzil Kirche eben nicht von einem statischen Sein her, sondern von erlebbaren Vollzügen. In LG 1 heißt es ja: ...  
Wenn das so ist, dann kann man die kirchliche Entwicklung in der Stadt als Korrespondenz zu dieser Vollzugsbeschreibung lesen: überall dort, wo die Einheit Gottes mit den Menschen, über all dort, wo die Einheit der Menschen untereinander erfahrbar wird, dort strahlt das Antlitz Christi wieder, dort wächst Kirche. Also: Kirche ist nicht nur dort, wo ein bestimmtes Pfarrzentrum ist, wo eine Kirche vor einiger Zeit errichtet wurde, sondern Kirche ist dort, wo Menschen so leben, dass diese Grundwirklichkeit des Kircheseins bezeugt wird. Und dies kann natürlich in sehr großer Vielfältigkeit geschehen. Es bedeutet unter anderem, dass es keinen privilegierten Ort des Kircheseins in der Stadt

gibt, und dass wir uns diesen Ort nicht einfach suchen können. Sondern – Stichwort Glaubwürdigkeit – Kirche wird dort, wo Menschen aus der Kraft des Geistes miteinander so leben. Dieser Wandel der Kirchenwirklichkeit bringt andere Elemente hinzu: zum einen wird diese Kirchenwirklichkeit nie alleine aus der Dienstleistungsfähigkeit von caritativen oder spezifisch pastoralen Dienstleistungen leben können – immer braucht es auch so etwas wie ein charismatisches Profil dieser Wirklichkeiten, immer braucht es auch eine Erfahrung gemeinsam geteilten Christseins und setzt also eine partizipative Mitwirkung vieler begabter Christinnen und Christen und ihrer Sympathisanten voraus, die mit Leidenschaft sich engagieren, und darin – bewusst oder unbewusst – etwas vom Antlitz Christi widerstrahlen.

5. Ein zweiter Zugang soll gewagt werden, ein biblischer Zugang. Das Christentum war von Anfang an verknüpft mit Mobilität, Grenzüberschreitung und neuen Aufbrüchen. Und es war von Anfang verbunden mit städtischen Kontexten. Die römische Welt und ihre Globalisierung waren genau geeignet für eine Ausbreitung des Christentums zunächst in den Städten. Und es ist dieser städtischen Anbindung zu verdanken, dass das Christentum schon am Anfang mit einer paradigmatischen Veränderung konfrontiert wurde: mit dem Übergang von einem in der jüdischen Tradition bleibend verwurzelten Christentum hin zur *ecclesia ex gentibus*: zu einer universalen Kirche, die jeweils neu und anders die Tradition buchstabieren musste. Die Entscheidung auf dem Apostelkonzil zur Möglichkeit einer internen Vielfalt und Inkulturation zwischen Heidenchristen und Judenchristen eröffnet einen Weg zur Pluralität und je neuen Verwurzelung des Christentums.

Wie sich dies auswirkt, lässt sich in Apostelgeschichte 17 deutlich erkennen. Es ist die missionarische Perspektive des Paulus, die hier in den Blick kommt. Und merkwürdig aktuell wirkt es, was er auf dem Areopag erlebt:

- Zunächst beschreibt der Autor die geradezu postmodern anmutende Situation in Athen: eine ungeheure Pluralität von weltanschaulichen Vorstellungen, wie sie sich in den unterschiedlichen Götzenbildern niederschlägt. Paulus ist zornig – aber er wagt einen ersten Schritt.
- Paulus ist derjenige, der aktiv in den Dialog und in Beziehungen eintritt, mit den nahen und den Fernen. Ein wichtiger Hinweis: evangelisierende Tätigkeit beginnt nicht mit der bloßen Verkündigung, sondern lebt aus den gewachsenen und gesuchten Beziehungen. In einem postmodernen Setting wie in Athen („Es gibt nichts neues unter der Sonne“) bedeutet das auch, abgelehnt zu werden. Und zugleich weckt eine neue Position – es ist die Erfahrung der Auferstehung – Neugier. Stadt und Neugier gehören zusammen: „Alle Athener und die Fremden dort taten nichts lieber, als die letzten Neuigkeiten zu erzählen oder zu hören“. Ja, Athen ist medial ein Paradies des Neuen und Aufregenden.
- Und Paulus wagt die Inkulturation und die Hermeneutik der Zeichen der Zeit. Nicht nur, dass er sich auf das Weltbild und die Erfahrungen der Athener einlässt, sondern er macht es praktisch so, wie Klaus Hemmerle es gefordert hat: er hat die Sprache der Menschen, mit denen er lebt, gelernt, und geht von dort aus, um die eigentliche Botschaft von der Auferstehung zu sagen: unverkürzt anknüpfend.

- Die Neugier ist dazu bestimmt, sowohl in Richtung auf eine Offenheit wie auch in Richtung auf eine Ablehnung zu gehen. Dabei ist eines deutlich: die Stadt braucht eine klare Profilierung der Verkündigung – und deshalb sind wir wie Paulus zur unterscheidenden Klarheit gerufen, und zugleich aber ist auch klar, dass diese Profilierung als Provokation dient – zur Orientierung unentbehrlich ist. Das Christentum in der Stadt wird keine Mainstreamreligion sein, keine Verdopplung behaglicher oder konsumorientierter Bürgerlichkeit, sondern Provokation einer Minderheit: Christentum ist – damals wie heute – Berufung zu einem anderem Leben, zu einer anderen Kultur.

Das wurde und wird in der Apostelgeschichte auch an anderer prominenter Stelle thematisiert: das Pfingstereignis und die Pfingstpredigt des Petrus machen aus einer angstbesetzten kleinen Gruppe, die an den Auferstandenen glaubt, eine neue gesellschaftlich relevante Glaubensgemeinschaft, die um die Gegenwart des Auferstandenen in ihrer Mitte weiß: „Und alle, die gläubig geworden waren, bildeten eine Gemeinschaft und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und gaben davon allen, jedem so viel, wie er nötig hatte“ (Apg 2, 45) „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam“ (Apg 4,32).

Damit aber erweist sich das Christentum in der Stadt zum einen als kultureller Entwurf einer Weltgesellschaft, in der die grundlegende Würde aller gewährleistet ist, in der niemand ausgeschlossen ist, in der es zu einer Gütergemeinschaft und also einer Option für die Armen kommt, in der also das klassische Kastenwesen der Gesellschaft in Christus überwunden wird. Klar, dass hier natürlich auch eine Provokation liegt, die die Christen selbst immer wieder überfordert und zur Umkehr führen will, doch auf der anderen Seite wird gerade dadurch eine Anschlussfähigkeit an die geistvollen Aufbrüche der Gesellschaft möglich.

Und das liegt daran, dass die Erfahrung der ersten Christen immer auch eine Erfahrung ist, die von einer tiefen Vision her geprägt – und auch diese Vision, christliche spricht man hier von Eschatologie, von den letzten Dingen, ist „städtisch“. Mit anderen Worten: weil das Ziel der Wege Gottes mit dieser Welt eine „Zivilisation der Liebe“ (Johannes Paul II) ist, die Gott selbst am Ende der Zeiten schenken wird, sind die Christen in der Stadt, ist die Kirche in der Stadt immer wieder gerufen, diese Wirklichkeit vorabzubilden, Modell zu sein.

Das gilt unabhängig von der ständigen Versuchung, die notwendige Inkulturation in die Zeit mit blanker Anpassung zu verwechseln: das geschieht Christen und der Kirche zu jeder Zeit.

Es ist die Vision vom himmlischen Jerusalem, die die Kirche herausfordert, nicht in dieser Anpassung stehen zu bleiben: es ist die Vision einer Stadt, in der Menschen aller Völker und Nationen gemeinsam leben können, in der Gerechtigkeit und Recht sind, in der Heil ist und von ihr ausströmt, und dies alles, weil der auferstandene Herr, seine Gegenwart, diese Wirklichkeit ermöglicht. Unter dieser biblischen und herausfordernden Perspektive steht Kirche in der Stadt, und kann einerseits die eigene Gestalt immer wieder übersteigen und sich herausfordern lassen durch den Maßstab der Verheißung – und kann zum anderen, im Wissen darum, dass der Geist Christi überall weht, mit den Menschen gemeinsam diese Perspektive anstreben.



Und so kann auf der einen Seite all das, was wir als Kirchen in der Stadt tun, Vorschein dieser Wirklichkeit sein: Vom [ka:punkt] über Beratungsstellen, Sucherkirchen wie den Expowal oder die SoulsideLinden, Ordensgemeinschaften, Fairkaufhäuser, Nachbarschaftsinitiativen, Fabis und Kindergärten – all das wird in diesem Licht neu erkennbar als Aufbruch nach vorn: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, wir suchen die Zukünftige“, wie der Hebräerbrief sagt, und so können wir immer wieder neu gestalten, was uns von der Verheißung und der Situation her bewegt.

Und zugleich teilen wir damit mit vielen Menschen die Sehnsucht nach einer anderen Stadt, und können so – mit den unterschiedlichen Weltanschauungen – gemeinsam die Stadt der Menschen gestalten.

#### 6. Die offene Frage nach der territorialen Gemeinde

Kirche in der Stadt – wir konnten entdecken, dass sich diese Wirklichkeit in der veränderten Gesellschaftsgestalt neu konfiguriert: in einer Vielfalt von Ausdrucksformen und „Schaufenstern“, die unseren Zeitgenossen etwas von dem Geschmack der Verheißung einer Zivilisation der Liebe und der beheimatenden Zukunft geben können, an die wir glauben.

Es bleiben aber auch Fragen. Und vor allem eine: was wird eigentlich aus den klassischen Gemeinden, die in einer schweren Krise stehen, gerade dann, wenn das ererbte Christsein, das diese Milieugestalt hervorbrachte, nach und nach abhanden kommt. Kommt es hier zum Sterben einer lieb gewordenen und manchem fast normativen und einzig möglichen Kirchengestalt?

Eine interessante Frage: Wir sind keine Futurologen der Gemeindeftheologie, aber zwei Dinge scheinen mir wichtig zu sein:

Zum einen gehören auch die klassischen territorialen Gemeindeformen in ein postmodernes städtisches Setting. Sie sind nicht mehr die einzig eigentliche Kirchengestalt, aber sie sind eine wichtige Form des Kircheseins, die solange Bedeutung hat, solange Menschen sie begeistert mittragen. Da ist dann Entwicklung und Weiterführung möglich und wichtig. Allerdings: da, wo die Begeisterung endet, endet auch die Laufzeit klassischer Gemeindeformen. Und es braucht nicht die vergebliche Mühe pastoraler Gerätemedizin – eher ist der Moment des Sterbens noch einmal genauer anzuschauen.

Denn in der Tat: der Moment des Sterbens ist ein Moment des Übergangs, der Verpuppung, der Metamorphose in neue Gestalten. Dieser Prozess ist in vollem Gang. Die Frage stellt sich, wie in Zukunft „territorial“ Gemeinde wachsen kann, denn es braucht Orte, an denen Menschen in Gemeinschaft gehalten werden und Zugehörigkeit und Beziehungsreichtum erfahren. Die weltkirchlichen Erfahrungen sprechen hier eine deutliche Sprache: es geht darum, dass Kirche immer – und auch in der Stadt – in der Nähe ist, dass Menschen dort, wo sie sind, „kirchen“ können: die Erfahrung machen können, dass Christus in ihrer Mitte lebendig ist, dass niemand ausgeschlossen wird, dass den Armen gedient wird, auch wenn Kirche immer auch mehr ist, als diese Basiskirche des Alltags, wie ich sie einmal nennen möchte.

Diese Transformation ist im vollen Gange. Sie ist auch deswegen wichtig, weil bei der Dienstleistung und Beratung, bei allen Offerten und Schaufenstern des Evangeliums die Frage zu beantworten ist, wo Menschen tiefer in das Evangelium hineinwachsen können: mit anderen Worten: wo sind katechumenale Wege, wo sind Reifungswege des Glaubens im Alltag möglich?

Es gibt, so denke ich, Kriterien, unter denen diese Weiterentwicklung auch der

territorialen Gemeinde zu bedenken ist. Ich möchte sie kurz nennen:

- Ein erste Kriterium des Wachstums und der Weiterentwicklung ist die Öffnung und Verwurzelung im Lebensraum: Kirche ist nie ein Klub weniger, und auch nicht eine Wahlgemeinschaft religiöser Virtuosen. Grundsätzlich ist sie geöffnet für die Menschen, die an diesem spezifischen Ort des Heils leben. Wenn also wir von Schwestern und Brüdern reden, dann meinen wir nicht Mitgliedschaft, sondern die unabgeschlossene Gemeinschaft der Unähnlichen, der Sperrigen – weil Kirche eben kein Verein, sondern Geschöpf universaler Liebe ist, kann eben im Lebensraum von niemanden die Zugangsbedingung benannt werden. Umgekehrt gilt: die Menschen vor Ort, die sich eingeladen fühlen, sind willkommen. Christen selbst können nur sehr schlecht die Grenzen der Kirchenwirklichkeit bestimmen – denn sie wissen nicht, wen Gott einlädt. Man denke nur an Paulus, der in einem Traum erfährt, dass die momentane Mickrigkeit der Kirche von Korinth nicht der Endzustand ist: „Fürchte dich nicht! Rede nur, schweige nicht! Denn ich bin mit dir, niemand wird dir etwas antun. Viel Volk nämlich gehört mir in dieser Stadt“ (Apg 18, 10). Und man denke an Petrus, zu dessen Überraschung auch die römischen Soldaten den Heiligen Geist empfangen und dies zur ersten Krise und postmodernen Vervielfältigung der Kirche wird. Und damit wird klar, dass so eine Kirche auch eine Provokation ist: hier geschieht Integration jenseits von Milieus und Tradition, jenseits der Kasten
- Ein zweites Kriterium: Kirche ist und lebt aus der Gegenwart des Herrn. Kirche hat Zukunft, und auch Gemeinden haben Zukunft, wenn sie sich dieser spirituellen Perspektive stellt. Die spirituelle Erschöpfung vieler Kirchengemeinden macht diese überflüssig: es geht darum, neu zu entdecken, aus welcher Tiefe wir schöpfen können. Unterbieten wir dieses Niveau, werden wir ununterscheidbar Club und Verein, die vielleicht über Gott sprechen, aber nicht seine Gegenwart bezeugen. Seine Anwesenheit allein macht Kirche zu Kirche, lässt sie strahlen und glaubwürdig sein. Es bedarf hier einer Umkehr- und Wachstumsbewegung, damit wir den tiefen Erwartungen der Menschen entsprechen. Insofern ist die Kirche dann sie selbst, wenn sie Ort geistlicher Tiefe, Ort göttlicher Kommunion ist. Nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Nur dann kann hier auch Wachstum zur Reife des christlichen Glaubens sein.
- Schließlich: Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Dieser bekannte Satz von Dietrich Bonhoeffer will noch einmal verschärft benannt werden. Eine lokale Gemeinde lebt an einem Ort, weil sie an diesen Ort die Sendung Jesu fortführt: ohne die Aufmerksamkeit für die Menschen, ihre Freude und Hoffnung, Trauer und Angst, ohne die Aufmerksamkeit besonders für die Armen, wird Kirche zum isolierten Frömmigkeitsereignis. Und genau damit unterbietet sie die Botschaft Jesu, der heilte und diente: Die Frage ist doch, ob im Blick auf die konkrete Nachbarschaft eine Gemeinschaft der Gläubigen sich zum Nächsten macht, zum Samariter für die Menschen. Wenn diese Dimension fehlt, kann von Kirche nur schwer die Rede sein, wird sie eben Kultzirkel, seltsam unbegreiflich.

- Angesichts der Veränderungen, zu denen der Geist Gottes uns provoziert, gehört zum Selbstverständnis einer lokalen Kirchengemeinde aber auch, dass in ihr aus der Kraft des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen all das geschieht, was vor Ort geschehen kann. So wichtig die Institution der Pfarrei auch ist, ist doch die Frage nach der Glaubensweitergabe, nach dem Dienst an den Kranken, nach der Begleitung der Trauernden, nach den Beerdigungen keine institutionelle Frage zuerst, sondern eine Frage an das Volk Gottes vor Ort.

Diesen Paradigmenwechsel zu vollziehen, wird uns noch viel Kraft und Bewusstseinsbildung abverlangen, bis wir dann erkennen, welche Würde und wie viele Gaben im Volk Gottes geborgen sind.

Damit wird die sakramentale Dimension der Kirche nicht überflüssig, damit rückt die Eucharistie nicht an den Rand, damit wird der Dienst des Priesters und die Professionalität der Hauptberuflichen nicht an den Rand gedrückt – im Gegenteil: wo ist denn der Ort, an dem die vielen Orte des Lebens der Kirche sich neu als eine Kirche verstehen, wenn nicht in der Feier der Eucharistie, die auch der Ort der Dankbarkeit für diese Möglichkeit alltäglicher Kirchlichkeit ist? Und wie sehr wird der sakramentale Dienst an der Einheit wichtig werden, angesichts der hohen und sicher konfliktreichen Vielfalt? Und wie sehr bedarf es einer Begleitung dieser neuen Wege durch die Kompetenz pastoraler Mitarbeiter, deren Aufgabe im dienenden Ermöglichen dieser Kirchengestalt wird. Kirche am Ort hat also eine glänzende Zukunft, auch und gerade weil sie in diesem Transformationsprozess steht.

#### 7. Kirche in der Stadt – 10 Jahre [ka:punkt]

Ich erinnere mich – noch bevor ich von Thomas Hoffmann gefragt wurde – an ein Gespräch mit ihm auf der Rückfahrt des Priesterrats von einer Exkursion nach Polen. Damals fragte ich ihn, wie es damals eigentlich zu dieser Initiative, zu diesen Initiativen der Citypastoral gekommen sei. Wenn ich mich richtig erinnere, dann war die Antwort verblüffend einfach. Mir wurde deutlich, dass alle diese Aufbrüche einen geistgewirkten Ausbruch darstellten. Einen Ausbruch aus einer Statik kirchlichen Lebens, einen Ausbruch von einem gefühlten Abbruch. Wie wahr – genauso scheint es mir, genau dies wollten meine Ausführungen deutlich machen. Im Blick zurück an die manchmal schwierige Ausbruchsbewegung lässt sich doch eines sagen: Citypastoral ist – zusammen mit vielen anderen Initiativen – ein prophetischer Motor der Veränderung gewesen und ist es immer noch. Sie ist ein Seismograph in doppelter Hinsicht: im Blick auf die sich ständig weiterentwickelnde Stadtlandschaft und Kultur, die als Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums gedeutet werden wollen, und im Blick auf das, was der Geist Gottes in den Menschen wirken will, die sich an der Verheißung des Evangeliums, der neuen Stadt, des himmlischen Jerusalems orientieren und ausrichten, formen und konfigurieren lassen. Dank sei Gott, der diese Wege mit uns geht: denn er ist es ja, der mitten in dieser Zeit, zusammen mit Christen und allen Menschen, diese neue Stadt vorbereitet und schon auf dieser Erde bauen will, damit wir alle sie dann bewohnen können.